

Soma Morgenstern

Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes

Soma Morgensterns Romantrilogie *Funken im Abgrund* erzählt die Geschichte des jungen assimilierten Wiener Juden Alfred Mohylewski, der in die ostgalizische Heimat seines im Ersten Weltkrieg gefallenen Vaters zurückkehrt und hier im Laufe eines Jahres für sich den Sinn jüdischer Existenz entdeckt und zum Glauben seines Volkes zurückfindet.

Die Handlung des zwischen 1930 und 1945 entstandenen Romans spielt vorwiegend in jenem ländlichen Podolien, aus dem Morgenstern selbst stammte. Das Werk ist durchtränkt von der Erinnerung an die verlorene Welt seiner Kindheit, die in zwei Weltkriegen und vor allem mit dem Genozid an den Juden Ostmitteleuropas für immer vernichtet wurde.

Mit Zartheit, Trauer und Witz schafft Morgensterns Erzählkunst ein eindrucksvolles Bild jüdischen Lebens und Denkens in der ostgalizischen »Dorflandschaft« vergangener Zeiten und stellt nicht minder eindringlich die Erfahrungen und Sehnsüchte jüdischer Menschen inmitten einer oft feindlich gesinnten Umgebung dar.

Morgensterns Romanwerk ist ein unersetzliches Stück deutsch-jüdischer Epik und zugleich – wie schon seine Jugenderinnerungen *In einer anderen Zeit* – ein authentisches Zeugnis jüdischen Lebens zu Beginn des Jahrhunderts. Den ersten Roman brachte Ende 1935 noch Erich Reiss in Berlin heraus; die Trilogie als Ganze jedoch ist bisher nur in amerikanischer Übersetzung erschienen.

Soma Morgenstern

# Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes

Dritter Roman der Trilogie  
Funken im Abgrund

Herausgegeben und mit einem Nachwort  
von Ingolf Schulte

zu **Klampen!** 

Von Soma Morgenstern sind bei zu Klampen lieferbar:

*Der Sohn des verlorenen Sohnes. Roman. Funken I*  
*Idyll im Exil. Roman. Funken II.*  
*Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes. Roman. Funken III.*  
*In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien*  
*Flucht in Frankreich. Ein Romanbericht*  
*Der Tod ist ein Flop. Roman*  
*Dramen. Feuilletons. Fragmente*  
*Kritiken. Berichte. Tagebücher*  
*Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen*  
*Alban Berg und seine Idole. Erinnerungen und Briefe*

Aktualisierte Neuauflage 2026

© 1996 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe · [www.zuklampen.de](http://www.zuklampen.de)

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR  
wenden Sie sich bitte an [info@zuklampen.de](mailto:info@zuklampen.de).

Umschlaggestaltung: © Stefan Hilden, Hildendesign · München · [hildendesign.de](http://hildendesign.de)  
unter Verwendung mehrerer Motive von [shutterstock.com](http://shutterstock.com)

Satz: zu Klampen Verlag · Springe

Druck: BoD – Books on Demand GmbH · Überseering 33 · 22297 Hamburg ·  
[bod.de](http://bod.de)

ISBN Printbuch 978-3-98737-057-1

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über [<http://dnb.dnb.de>](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG  
(»Text- und Data-Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



## Inhalt

|              |     |
|--------------|-----|
| ERSTES BUCH  | 9   |
| ZWEITES BUCH | 69  |
| DRITTES BUCH | 181 |
| VIERTES BUCH | 315 |

|                                          |     |
|------------------------------------------|-----|
| Anhang                                   |     |
| <i>Glossar</i>                           | 357 |
| <i>Eine Besprechung von Ernst Křenek</i> | 365 |
| <i>Nachwort des Herausgebers</i>         | 368 |
| <i>Editorische Anmerkungen</i>           | 392 |



Das Vermächtnis des  
verlorenen Sohnes



## ERSTES BUCH



## ERSTES BUCH

### 1

Iwan Kobza stand auf seinem Gehöft und redete mit Onufryj Borodatyj. Sie sprachen von ihrem Nachbarn, Schabse Punes, dem Pferdehändler, der vor seinem Haus stand und zusah, wie Walko Gulowatyj, genannt der Hengst, den kleinen Reisewagen seines Brotgebers mit Wasser wusch und mit einer Bürste reinigte. Es war sehr früh am Morgen. Die Sonne, eine feuerrote Scheibe, war eben hinterm Dach von Kobzas Scheune aufgegangen, ein voller Mond: nah, rund und kühl.

»Es gibt keinen Markttag heute«, sagte Onufryj Borodatyj. »Wohin mag die Cholera heute fahren.«

Es war keine Frage, die Onufryj so äußerte. Es war eine Feststellung. Iwan Kobza gab auch keine Antwort darauf. Er machte seinerseits eine Feststellung: »Ja, wohin mag die Cholera heute fahren.«

So ging ihre Rede nicht eigentlich hin und her über den Garten Kobzas. Es war, als ob jeder von den Bauern einen Streifen des Gartens, der sie trennte, mit bedächtigen Worten besäte, jeder für sich seinen Streifen, aber doch zum gemeinsamen Nutzen beider Nachbarn.

»Es ist kein Markttag in Kozlowa«, redete Iwan Kobza. »Es ist kein Markttag in Rembowlja. Es ist kein Markttag in der Stadt. Wo fährt die Pest heute hin.«

»In Rembowlja ist Markttag am Dienstag. In Kozlowa ist Markt am Donnerstag. In der Stadt ist Markt am Mittwoch. Wo fährt die Cholera am Montag hin«, sagte Onufryj.

Sie hätten das Problem, das sie beide so früh am Morgen beschäftigte, mit Leichtigkeit lösen können. Es hätte einer von ihnen seine Stimme eine Kleinigkeit bloß zu heben und zu Schabse, ihrem Nachbarn, hinüberzurufen brauchen. Der Pferdehändler hätte gewiß an dem Gespräch gern teilgenommen und den Bauern zufriedenstellende Auskunft gegeben. Denn wie schief und voller Anfechtung die

Beziehungen des Pferdehändlers zu den Juden von Dobropolje sein mochten, mit den Bauern des Dorfs und der Gegend stand Schabse Punes auf gutem Fuß. Daß seine zwei nächsten Nachbarn Cholera sagten und Pest und Schabse meinten, hatte nicht das geringste mit seiner Persönlichkeit zu tun. So war ihre Art zu reden. Würde einer von ihnen, Kobza zum Beispiel, seinen Wagen an einem Montag zur Reise rüsten, und hätten nun Onufryj Borodatyj und Schabse Punes das ungewöhnliche Vorkommnis zu bereden, die Worte Cholera und Pest würden auch in solchem Falle demselben Zweck dienen: das Erstaunen über ein ungewöhnliches Vorhaben freundlich zum Ausdruck zu bringen. Aber keinem von den beiden Bauern lag es daran, den Pferdehändler anzurufen und ihn zu befragen. Sie vermuteten ja ohnehin, wo die Reise Schabses hinging. Sie wußten auch den Grund der Reise. Was sie nicht wußten war: wieviel jeder von ihnen von Schabses Sorgen wissen mochte. Das eben herauszubekommen, war der Zweck ihrer Unterredung am frühen Morgen. Zunächst war jeder von den Bauern darauf bedacht, seinem Nachbarn nicht mehr von seinem Wissen zu verraten, als dieser ihm selbst anvertrauen würde. So tastete erst einer den andern vorsichtig, umständlich und recht mißtrauisch ab, ehe sie zum offenen Meinungsaustausch über das Vorhaben des Pferdehändlers übergingen. Obgleich es ein heißer Erntetag werden wollte, nahmen sie sich Zeit, um auf vielen und auf recht verwinkelten Pfaden und Umwegen sich zu dem Punkt heranzupirschen, der sie beide in gleichem Maße interessierte. Ein einfaches Bäuerlein ist nämlich das komplizierteste Wesen auf Gottes Erden, was immer man auch sage. Und ein rechter Bauer beeilt sich aus eigenem Antrieb nie.

Jeder von den zwei Nachbarn hatte die kleinen Verrichtungen des Morgens bereits hinter sich. Sie hatten dem Kleinvieh sowie den Kühen und den Pferden das Futter zugeteilt und vorgestreut, die Geräte für die Feldarbeit handfertig gemacht. In den Stuben kochten die Weiber das Frühstück. Ein Erntetag ist heiß, aber ein Gespräch unter Nachbarn kann von Vorteil sein. Vier Augen sehen mehr von der Welt als zwei. Wenn ein Nachbar seinen Kopf verliert – und wäre er ein Jude gar –, so kann sich für einen Christenmenschen eine Gelegenheit ergeben, sein eigenes Anwesen ein Stückchen zu erweitern. Je kleiner das Deine, je größer das Meine.



Die Sonne war, wie beide indessen wohl bemerkten, drei bis vier Bauern hoch am Horizont aufgestiegen, ehe Iwan Kobza und Onufryj Borodatyj übereingekommen waren, daß Schabse Punes, der schlaue Pferdehändler, seinen Kopf verloren hatte und aus diesem Grunde eben im Begriffe war, an einem Montag, da nirgendwo in der Welt Markt abgehalten wurde, zur Bezirksstadt zu reisen, offenbar in der Absicht, dort seinen Kopf wiederzufinden. Es war aber noch immer früh genug am Morgen. In glitzerndem Silber lag noch der Tau der Nacht auf den verschlafenen Gräsern und Blättern.

»Ohne Mechzio wird er es nicht schaffen«, meinte Kobza.

»Nein«, sagte Borodatyj, »ohne seinen Schwager kann er seinen Pferdehandel treiben. Aber mit dem Anwesen wird es bald aus sein.«

»Ob es Walko, der Hengst, nicht schafft –«, versuchte Kobza seinen Nachbarn zu überlisten. »Ein so kräftiger Mann?«

»Ah, der!« äußerte sich Onufryj. »Stark ist er. Stark wie ein Pferd. Aber er hat auch den Verstand eines Pferdes.« Um aber zu zeigen, daß er die List Kobzas wohl bemerkte, schüttelte er nachdenklich seinen rundgeschorenen Kopf und setzte hinzu: »Aber vielleicht schafft es die Cholera doch.«

»Nein. Ich sage nein. Er schafft es nicht.«

Und nun begannen sie das Gespräch von neuem, und es war wie ein in Musik gesetztes Responsorium.

»Wer hat den Gemüsegarten bestellt?« fragte Onufryj.

»Mechzio«, antwortete Iwan.

»Wer hat den Obstgarten gepflegt?« fragte Onufryj.

»Mechzio«, intonierte Iwan.

»Wer hat geflügt? Mechzio!« sang Onufryj.

»Wer hat gesät? Mechzio!« sang Iwan.

»Wer hat gemäht? Mechzio!« sang Onufryj.

»Wer hat gedroschen? Mechzio!« sang Iwan.

»Und wer wurde gedroschen?« fragte Onufryj, der Schlauere von den beiden, um dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben.

»Mechzio«, bekräftigte Kobza, auch er zufrieden damit, daß ein harmloser Scherz das Gespräch zum Abschluß brachte. Denn in der Tür seines Hauses stand bereits sein stattliches Weib und ermahnte beide Männer mit lauter Stimme: »Was ist? Feiertag heute? Ihr Tratschmäuler, ihr zwei beiden!«

Die frühe Suppe war gekocht. Daß sein flinkes Weib mit dem Frühstück schneller fertig geworden war als Frau Borodatyj, nahm Kobza als ein gutes Zeichen.

## 2

Schabse der Pferdehändler sah auch an diesem Morgen nicht gerade wie ein Mann aus, der seinen Kopf verloren hatte. Im Gegenteil: schon so früh am Tage machte er einen recht zufriedenen, satten und namentlich einen recht fetten Eindruck. Mit einer Hose, einer Weste und einem samtenen Käppchen bloß bekleidet, stand er hinter Walko, der mit dem Waschen des Wagens den Tag begonnen hatte und nun zum Einschmieren der Achsen überging.

»Wer schmiert, der fährt«, redete er hinter dem gebeugten Rücken Walkos, und er wiederholte den Spruch vor jedem der vier Räder, obwohl er wußte, daß der gebeugte Riese stocktaub war und ihm gar nicht zuhörte. Der Pferdehändler liebte es, am frühen Morgen frische Laune zu zeigen und die Sprüche zu zitieren, deren erprobte, uralte Weisheit über allen krummen Wegen nicht nur der Pferdehändler leuchtet.

»Wer schmiert, der fährt«, redete er nun vor sich hin, nicht für Walko, und er dachte nicht nur an das Schmieren des Wagens in diesem Augenblick. Er war vielmehr gesonnen, in der Stadt den Polizeibeamten sowohl als die Gendarmen ein bißchen zu schmieren, um seinen flüchtigen Schwager schnell wieder einzufangen. Er unterließ es indessen keinesfalls, das Einschmieren der Achsen genau zu überwachen. Auf den tauben Riesen war in so kleinen Dingen kein Verlaß. Schabse teilte Walko die Portion Wagenschmiere für jedes Rad nach seinem sicheren Augenmaß zu; nicht zuwenig, nicht zuviel. Hin und wieder legte er eine glättende Hand an, indem er durch eine schnelle Schwingung und Rückdrehung eines Rads das frische Fett ordentlich zu verteilen suchte sowie das überfließende um die Nabe des Rads mit einem Holzstäbchen gleichmäßig zu erstrecken, zu verdünnen, auszuglätten. Das waren kleine Handlangerdienste, aber er verrichtete sie mit sichtlichem Vergnügen, ja mit Inbrunst. Schabse Punes liebte das Fett in allen Formen. Er liebte die fetten Flanken seines rüstigen Weibes, die fetten Backen seiner Kinder, die fette Milch seiner Kühe, die

fetten Speisen seines Tisches. Er liebte das Schmalz der Gänse, das Fett der Hühner, die Fettaugen in den gefährlich-stillheißen Suppen der Sabbatmahl. Jankel Christjampoler, der Feind seines Lebens, pflegte oft sakrilegisch zu äußern, daß Schabse Punes die heiligsten Worte aller Gebete: *Höre Israel! Unser Gott ist der Eine!* am Sabbat in Großvaters Zimmer nur darum mit so gewaltiger Inbrunst ausschrie, weil diese heiligen Worte in den fettesten Buchstaben im Gebetbuch ausdruckt standen.

Das augenscheinliche Wohlgefallen, das ihm auch das Fette an seiner eigenen Leiblichkeit machte, war bloß die sublimen Form seiner Liebe für alles Fette dieser Welt. Wenn er an einem heißen Sommertag ein kühlendes Bad im Teich von Dobropolje nahm, konnte sein geradezu weibisches Getue sogar einem Welwel Dobropoljer heiteres, ja ein höhnisches Interesse abzwängen. Schon wie er sich seiner Kleider entledigte, war ein Schauspiel für die Kinder des Dorfs, die mit schallender Ausgelassenheit die ängstliche Betulichkeit des bärtigen Kolosses begleiteten. Zuerst suchte er sich das schattenkühlste Plätzchen am Ufer aus. Mit sorgfältig prüfenden Händen tastete er die Erhebungen und Vertiefungen des Rasens im Schatten des dichtesten Baumes ab. Dann reinigte er die ausgewählte Stelle von allem, was seine sitzende oder ausgestreckte Körperlichkeit drücken, stechen, kratzen oder auch nur im geringsten hätte belästigen können. Der kleinste Bruchteil von einem verdorrten Zweig wurde beseitigt, ein welches Laub klaubten seine fettigen Finger aus dem Gras und sie warfen es mit Ekel: es könnte abscheuliches Gewürm dahinter nisten. Wenn dermaßen alle Gefahr eines grünen Rasens ausgejätet war, breitete Schabse eine weiche Decke über den Ruheplatz – kein Mensch tat dergleichen in Dobropolje –, über die Decke spreitete er ein weißes Leintuch aus – keine Jungfrau tat dergleichen in Dobropolje –, und nun erst konnte der zweite Akt der Handlung beginnen: Schabse entledigte sich seiner Kleidung. Jedes Stück wurde mit ausreichender Sorgfalt an einen besonderen Ast des Baums gehängt, und wenn der Entkleidete schließlich die letzte Hülle an einen Ast gebunden hatte, stand er von allen Seiten umhängt und geschützt wie in einem eigenen Zelt in der blütenweißen Opulenz seiner nackten Leiblichkeit.

Nun trat die zauberhafte Verwandlung einer Person ein. Der schwere Fettwanst, dem der breite schwarz-graue Bart wie ein Panzer

die zottige Brust beschützte, verwandelte sich in eine ängstliche, gezierte, hüpfende und quietschende Jungfrau. Eine hysterische Angst vor allem, was da kreucht und fleucht, befiel einen Mann, der auf allen Pferdemarkten des Landes wie der Satan gefürchtet war. Ein Dorfmann, dem es nichts ausmachte, eine Zecke aus dem Fell eines Pferdes mit seinen Fingern auszuquetschen, stieß schrille Laute der Angst aus, wenn irgendwo in der Nähe seiner Nacktheit eine unschuldige Biene aufsummt. Ein waghalsiger Roßtäuscher, dem es nichts ausmachte, das Gebiß eines Pferdes zu verjüngen, führte einen grotesken Veitstanz vor, wenn eine Gelse in die Nähe seiner weißen Korpulenz zu kommen drohte. Seine Stimme paßte sich der Beängstigung um seine zittrige Nacktheit an: sie wurde hoch, dünn, weibisch. Um den Quietschenden und Hüpfenden johlten und tanzten die Kinder. Aber das störte Schabse nicht. Er machte sich sogar die Verhöhnung der Kinder zunutze. Wohl spielte er den Gekränkten, wenn die Kinder, mit Laubzweigen und Schilfschwertern ausgerüstet, ihn umkreisten, aber er tat es nur, um die Kleinen eher anzufeuern als abzuschrecken. Zwar beleidigten ihn ihre höhnischen Zurufe, aber die Indianertänze, die sie um ihn herum aufführten und namentlich das Schwirren der Laubzweige und des Röhrichts scheuchten andererseits das summende und stechende Gewürm fort, und das tat ihm wohl.

Im klaren Wasser setzte sich das Schauspiel fort. Sein blütenweißer Leib, ein Fettkloß schon in der Luft der Oberwelt, spiegelte sich als Riesenqualle in der blauen Unterwelt des Wassers ab. Schwimmen konnte er nicht; auch dies ein ungewöhnliches Vorkommnis in Dobropolje, wo sogar der würdige Welwel Mohylewski ein so guter Schwimmer war, daß er zuweilen an einem Freitag und zu Ehren des Sabbats an der tiefsten Stelle des Teichs sitzschwimmend die Nägel an seinen Zehen zu beschneiden fertigbrachte; ein Kunststück, das sogar die wilde Jugend von Dobropolje sprachlos zu bewundern pflegte. Schabse Punes war der einzige Nichtschwimmer unter den Juden des Dorfs. Doch war er nicht wasserscheu. Getraute er sich auch nicht, seine Glieder im Wasser zu strecken, so verstand er es dennoch, in vertikaler Stellung alle Genüsse des Badens auszukosten und – ah! und ha! aj! und waj! – wollüstig auszuschreien. Er prustete und plantschte, er patschte und klatschte possierlich, und sich biegend und sich schmiegend im Wasser, bot er ein nahezu obszönes Spek-

takel schwelgerischen Kosens zwischen zwei Elementen: Fett und Wasser.

Nachdem alle Wonnen des Wassers ausgekostet waren, begab sich Schabse auf vorsichtig leichten und wehleidig kleinen Füßen, tastend über dem Geröll des Ufers, zu seinem Ruhebett. Ihm folgten die Kinder mit den Laubzweigen und Schilfbesen, und sie begleiteten ihn mit zärtlichen Zurufen, wie sie zur Besänftigung eines störrischen Hengstes unter Hufschmieden üblich sind. Schabse lächelte ein glückliches Lächeln und streckte sich auf seinem Lager aus, glatt und glänzend wie ein eingeeölter Götze. Nach angemessener Rast trocknete er sich tupfend mit weichen Tüchern ab; dann saß er mit geschlossenen Augen im schattenkühlen Grün, die ausgepolsterten Hände über der weißen Erhabenheit seines Bauchs, indes die Kinder im schwingenden Reigen die Lagerstatt umtanzten. Einmal, vor Jahren, geschah es, daß einer von den Kleinen – es war der jüngste von den drei kurzhalsigen Söhnen des Brenners Grünspan – bei den ausgelassenen Spielen um den badenden Pferdehändler sich einer nackten Weidenrute bediente und – sei es in der Raserei des Spiels, sei es in begreiflichem kindlichem Gelüst – die scharfe Rute über den blütenweißen verfetteten Oberarm Schabses streichen ließ. Es war an einem Freitag. Alle Judenschaft von Dobropolje war am Baden, und da erlebten es die Alten und die Jungen, daß der bärtige Koloß angesichts der blutrot anlaufenden Spur der Rute in Tränen ausbrach und seinen wunden Oberarm bis zur höchsten Instanz, zu Welwel Dobropoljer vorbrachte und weinende Klage führte gegen ein Kind. So war Schabse Punes in seiner Nacktheit.

In bekleidetem Zustand war er, trotz seiner Beleibtheit, ein rühriger und harter Geschäftsmann, der nicht einmal einer körperlichen Arbeit aus dem Wege ging, wie wir gleich sehen werden. Wohl machte er beim Waschen seines Reisewagens vorerst den Aufpasser und Handlanger des tauben Riesen, aber sobald die Waschung und die Schmirung zu Ende waren, wechselten die Rollen. Nun begann Schabse selber tüchtig sich zu rühren. Der Reisewagen war leicht, hochrädig, der kurze grüngestrichene Wagenkasten hatte aber keinen fest angebrachten Sitz, wie es bei einem solchen Gefährt hierzulande üblich ist. Schabse mochte die festen Sitze nicht. Was der Bequemlichkeit seiner Person dienen sollte, überließ er niemals einer fremden Hand. Keiner konnte es ihm recht machen, nicht einmal die gesegneten Hände

seines Schwagers Mechzio, dem er sonst die meiste Arbeit aufzubürden gewohnt war. Ein Sitz im Wagen ist kein Bett, pflegte Schabse zu sagen. Ein Bett ist gut, wenn man darin bei der geringsten Bewegung des Körpers ins Rutschen, ins Gleiten, ja ins Schweben kommt. Ein Sitz im Wagen muß fest sein, er muß aber auch weich sein und nachgiebig. Fest und locker, weich und hart muß der Sitz sein, und das muß der Sitz im ganzen sein, nicht in seinen Teilen. Wie macht man das? So wie Schabse es macht, sagte er, sagte man in ganz Dobropolje und auch in den andern Dörfern, wo man selten die Gelegenheit ausließ, Schabse beim Aufbau oder Umbau seines Sitzes zu beobachten. Viele seßhafte Christen, viele fahrende Juden, hatten es gesehen, so mancher hatte gelernt, kaum einer konnte ihm das Kunststück recht nachmachen.

Selbst der stumpfsinnige Walko ließ seinen Brotgeber nicht aus den Augen, während er ihm bei der Aufschichtung des Sitzes behilflich war. Walko brachte das Material heran, dann stand er da, glotzte aus seinen Pumaugen, und selbst er war bestrebt, dem Meister das Stück abzuschauen. Schabse breitete zunächst einen Sack aus grobem Leinen im Wagen aus. Darüber legte er eine gleichmäßig dünne Grundierungsschicht, die den Bau tragen sollte. Das Überraschende war hier das Material, das kein Mensch sonst verwendete. Die Grundierungsschicht bildete nämlich eine Lage trockener, gebrochener Flachsstengel. Das ist das ganze Geheimnis! hatte oft ein leichtfertiger Zuschauer voreilig ausgerufen. Aber schon beim nächsten Zug des Meisters mußte ein solcher Neuling über sich selbst lächeln. Der nächste Zug war, daß Schabse über der knisternden Grundlage aus Flachsstengeln eine zweimal so dicke Lage aus einfachem Roggenstroh errichtete; aber auch hier war ein Trick am Werk. Dieser bestand darin, daß Schabse das Roggenstroh nicht – wie jedermann – quer über den Wagen legte, sondern der Länge des Wagens nach ausglättete. Diese Schicht nannte der Baumeister selbst: die Parallele. Das weitere war eine Schicht Heu. Die vierte Lage war aus Gerstenstroh. Darüber kam ein Sack Haferhäcksel, halb voll nur, damit der Inhalt über dem Sitz gleichmäßig ausgeknetet und ausgeglättet werden konnte. Das ist die Quere, pflegte Schabse die Zuschauer zu belehren. Denn wie ein guter Koch gern bereit ist, das Rezept einer Speise auszuliefern, weil er ja weiß, daß damit das Wichtigste noch lange nicht verraten ist, so liebte es Schabse, die Zuschauer zu

belehren, weil ihm ja die Erfahrung zeigte, daß auch seine Kunst kaum nachzumachen war. Und wie ein Kochkünstler das bald fertige Gericht kostet und prüft, was ihm noch fehlen möchte im ganzen, um fertig zu werden, so unterbrach Schabse jetzt die Arbeit seiner Hände, um den bald fertigen Sitz mit jenem Teil seines Körpers zu prüfen, der am Sitz am meisten interessiert ist: mit dem Gesäß. Er setzte sich vorerst in der Richtung der Deichsel, saß eine Weile ruhig und – horchte. Dann warf er die Beine seitwärts, schwang seinen schweren Körper 180 Grad herum, saß nun mit dem Rücken zur Deichsel und horchte wieder eine Weile. Hernach begann er mit der ganzen Schwere seines Körpers den Sitz einzupressen, erst in der Mitte und dann, sich halb erhebend und ganz fallen lassend, in allen vier Ecken des Baus. Den hart eingepreßten Sitz deckte er nun mit einer groben Leinwand ein, die er so genau einschlug, daß nicht die geringste Spur von dem so verschiedenartigen Sitzmaterial gesichtet werden konnte. Jetzt reichte ihm Walko eine Pferdedecke zu, die Schabse dreifach faltete, in der Mitte des Sitzes einbettete und dadurch die Sackleinwand abdichtete. Ein leichtes Strohsäckchen – es war nicht mit Stroh, sondern mit weichem Roßhaar gefüllt –, ein Strohsäckchen, das zum Erstaunen der Zuschauer nun genau das Maß der scheinbar improvisierten Sitzfläche aufwies, bildete die vorletzte Schicht. Die äußerste war wieder eine Pferdedecke, die aber nicht im geringsten gefaltet, den ganzen Sitz, auch vorne und hinten, zwar glatt bedeckte, aber an allen Seiten und in den Ecken nicht eingezwängt, einen lockeren Überwurf bildete. Das war die oberste Schicht. Denn die getigerte Reisedecke, mit der Schabse sein Werk zum Abschluß krönte, war nur noch eine ornamentale Spielerei, die mehr dem Auge des Zuschauers zu schmeicheln als der Bequemlichkeit des Sitzers zu dienen hatte, der in solchem Sitz auf Reisen sich begab.

Schabse baut seinen Sitz so, wie man einen Fächerfladen macht, war die Meinung der gottseligen Czarne Grünfeld, der Mutter des Schankwirts und Getreidehändlers Schmiel Grünfeld, die ihrerseits unübertrefflich in süßen Fächerfladen gewesen war; man mischt Lockeres mit Dichtem, Leichtes mit Schwerem, und sichert das Ganze in einem festen Rahmen. Aber was sind Vergleiche, mögen sie noch so treffend sein? Man kam der Sache viel näher, wenn man vermutete, daß Schabse beim Aufbau seines Sitzes demselben Instinkt folgte, der die Vögel beim Bau ihrer Nester leitet. Auch hier ist die Technik so

primitiv wie das Material, aber nicht der größte Tapezierer der Welt vermochte das Nest der Lerche im Gras der Steppe oder das Nest des Raben im Gezweig einer Buche nachzumachen.

Dieser Meinung war auch Schabse's neuester Freund, der Gemeinbeschreiber Wincenty Lubasch, der mit einer schäbigen Aktenmappe unterm Arm auf dem Gehöft des Pferdehändlers in dem Moment sich eingefunden hatte, da Schabse daran war, seine getigerte Pferdedecke über dem fertigen Sitz auszuspreiten.

»Guten Morgen«, grüßte ihn Schabse, ohne erst seine Beschäftigung zu unterbrechen, »guten Morgen, lieber Freund.« Dann nahm er dem Gemeinbeschreiber die Aktenmappe ab, verwahrte sie hinterm Sitz unter der Pferdedecke und forderte Lubasch mit einer spielerisch devoten Geste auf, den Sitz auszuprobieren. Der Gemeinbeschreiber, der im Gegensatz zu dem bereits am frühen Morgen gutgelaunten und gesprächigen Pferdehändler grantiger Morgenlaune war, stieg unwillig in den Wagen.

»Das ist ein Sitz«, sagte er in ehrlicher Anerkennung. »Das ist einmal ein Sitzchen. Bravo, Herr Punes.«

»Wer mit mir reist, reist bequem«, sagte Schabse. »Dieser Sitz, sehen Sie, ist für zwei Personen gemacht. Wenn ich allein reise, sieht der Sitz zwar genauso aus, ist aber im Grunde ganz anders gemacht. Bleiben Sie, bleiben Sie noch einen Augenblick. Wenn ich mich zu Ihnen setze, werden Sie erst sehen, was Bequemlichkeit ist. Denn dieser Sitz ist für zwei Personen gebaut. Nicht für eine, nicht für drei, sondern für zwei Personen. Nun, was sagen Sie? Was sagen Sie jetzt?«

Die zwei Freunde saßen jetzt nebeneinander.

»Was ist da noch zu sagen? Herrlich!« sagte der Gemeinbeschreiber. »Der Graf Potocki in seinem Rolls-Royce sitzt nicht, kann nicht bequemer sitzen als wir zwei hier.«

»Bequem, das ist es«, sagte Schabse. »Ich will es mir bequem machen. Nichts mehr und nichts weniger. Denn sehen Sie, Herr Lubasch, der Mensch, was will der Mensch im Leben? Er will essen. Vor allem essen. Sein zweiter Trieb drängt ihn zum Weibe. Diese zwei Triebe sind nicht zu brechen. Wie schon ein weiser Rabbi gesagt hat: Den Hals und die Glieder wirst du dir brechen, und einen Trieb wirst du nicht brechen. Der Mensch hat aber auch noch einen dritten Trieb, den Trieb zur Bequemlichkeit. Nach dem unerklärlichen



Ratschluß des Schöpfers kann aber dieser dritte Trieb, ich will nicht sagen gebrochen, aber gebogen werden. Warum? Weil dieser dritte Trieb ja dazu da ist, um die andern zwei Triebe zu bedienen. Ist es nicht so? Der Mensch soll in aller Bequemlichkeit essen. Der Mensch soll in aller Bequemlichkeit bei seinem Weibe liegen. Weil aber dieser Trieb zur Bequemlichkeit gebogen werden kann, nach seiner Natur zu biegen da ist, glauben die Narren, ihn ungestraft auch brechen zu können. Besonders viele jüdische Narren glauben das. Haben Sie schon einmal einen Bauern in unbequemer Lage essen sehen? Nein. Aber ein Jude nimmt ein Stück Brot, eine Prise Salz und eine Zwiebel und rennt zum Jahrmarkt und frißt im Lauf wie der Hund, der eine Wurst gestohlen hat. Der Bauer wieder – Hand aufs Herz, ist es nicht wahr? –, der Bauer wirft ein Weib auf eine Strohstreu und paart sich mit ihr wie ein Hund auf dem Misthaufen. Darum gibt es so viele Herzranke und Meschuggene unter den Juden und so viele Dorf-trottel und Krüppel unter den Bauern. Weil sie alle gegen den Trieb zur Bequemlichkeit sündigen. Ich – ich sündige nicht.«

»Nicht gegen die Bequemlichkeit«, sagte der Gemeindeschreiber und drückte mit einer Hand einen Ellbogen des Pferdehändlers, und beide zeigten lachende Gesichter.

»Davon profitiert auch manchmal ein guter Freund«, sagte Schabse, »oder sitzen Sie vielleicht unbequem? Wenn Sie nicht bequem sitzen«, fügte er mit gespielter Eifer hinzu, »wenn Sie es nicht so bequem haben, wie Sie es wünschen, kann ich den Sitz noch umbauen und verbessern.«

»Ich bin noch nie so bequem in einem Wagen gesessen. Mein Ehrenwort«, beteuerte Lubasch.

»Wie der Graf Potocki in seinem –«

»– Rolls-Royce«, warf Lubasch ein.

»In seinem Rollrojs«, sagte Schabse.

»Mit dem Unterschied bloß, daß der Graf Potocki, wenn er sich morgens in seinen Rolls-Royce setzt, ein sehr gutes Frühstück in seinem hochwohlgeborenen Bauch hat, während ich mit knurrendem Magen auf Reisen gehen muß.«

»Sie haben noch nicht gefrühstückt?« fragte Schabse mit weicher Stimme, die von Mitleid triefte.

»Wo soll man hier frühstücken in diesem gottverfluchten Dorf? Der Herr Grünfeld macht ja erst um sieben Uhr auf, der große Herr, der Herr Feldwebel Schmulko.«

»Mit diesem Herrn werden Sie auch noch fertig werden«, sagte der Pferdehändler, »glauben Sie nicht?«

»Das werde ich so sicher, wie ich Lubasch heiße. In sechs Wochen. In spätestens sechs Wochen werde ich die Schanklizenz haben, und Sie –«

»– und ich werde fünfzig Prozent des Betriebskapitals aufgebracht haben, so wahr ich Punes heiße. Aber reden wir nicht hier darüber. Meine Frau, Sie wissen –«

»Ihre Frau, ich weiß: sie ist Mechzios Schwester. Fromm ist sie, fleißig und heilig.«

»Sie frühstücken heute bei mir, Herr Lubasch. Aber kein Wort über die Schanklizenz. Das werden wir alles unterwegs abmachen und in der Stadt den Vertrag schließen. Meine Frau soll glauben, wir fahren zur Stadt nur, um ihren teuren Bruder Mechzio zu suchen.«

»Ist das Frühstück fertig?« wollte der Gemeindeschreiber wissen; er sprang aus dem Wagen so leicht wie ein Jüngling.

»Langsam, Herr Lubasch«, beruhigte ihn Schabse, der nicht so sprungfertig war, »bei mir geht alles wie am Schnürchen, aber recht schön langsam geht alles bei mir. Wer sich beeilt, ist nicht mein Freund.«

Um ihn zu beschwichtigen, half nun Lubasch seinem zukünftigen Geschäftspartner liebedienerisch aus dem Wagen und sie gingen beide dem Wohnhaus zu, langsam und bedächtig Schabse, langsam und zappelig der Herr Lubasch.

»Der Herr Gemeindesekretär wird mit mir frühstücken«, rief Schabse zur offenen Tür der Küche hinein und ließ den Gast eintreten.

»Guten Morgen, Frau Punes«, grüßte Lubasch Schabses Frau, die eben daran war, ihren Kindern die Butterbrote für die Schule einzupacken. Die Kinder, ein Junge von nahezu dreizehn und einer von zehn Jahren, saßen vor ihrem Frühstück am Küchentisch.

»Guten Morgen, Herr Lubasch«, erwiderte Frau Punes den Gruß, ohne den Gast anzusehen, und der ältere der Jungen grüßte den Gemeindesekretär mit einer übertrieben respektvollen Neigung des Kopfes, die seinem Vater so wohl gefiel, daß er seinen Erstgeborenen mit einem zärtlichen Blick des Einverständnisses ermunterte. Aber der

Blick des Vaters erstarb gleichsam auf halbem Weg und sein Gesicht verzerrte eine Grimasse wilden Zornes: sein kleiner Sohn war angesichts des Herrn Lubasch von seinem Sitz aufgesprungen und auch er begrüßte den Gast. Es war aber ein Gruß, der dem Pferdehändler einen heißen Schauer über den fetten Rücken trieb. Laut und deutlich, als zitierte er ein Gedicht, sagte der Knabe in hebräischer Sprache einen Spruch auf, den ein frommer Jude angesichts eines heidnischen Greuels auszusprechen hätte: *Mit Abscheu sollst du es verabscheuen, mit Haß sollst du es hassen; denn unrein ist es!* Hernach spuckte er, recht mangelhaft mit seinem kindlichen Mund, aber doch recht hörbar – tfu! tfu! tfu! – dreimal aus (eine deutliche Übersetzung des Spruchs auch für Herrn Lubasch), und Feuer und Tränen in den Augen, versuchte der Kleine, zwischen seinem Vater und Lubasch hindurch schnell aus der Küche zu entkommen. Mit einem zornigen Griff seiner Linken fing Schabse seinen Sohn ab, gleichzeitig holte seine rechte Hand zum Schlag aus. Aber die ruhige und stattliche Frau Punes, als hätte sie alles so kommen sehen, hatte ihren Mann bereits am rechten Arm gepackt, und sie ließ ihn nicht aus. Die Frau lebte in ständiger Angst vor dem Jähzorn ihres Haustyrannen und ließ alles in Ruhe über sich ergehen. Wenn es aber um ihren Schlojmele ging, war die Mutter immer bereit, dem Gatten entschlossen entgegenzutreten. Das wußte Schabse, und in Anwesenheit des Gemeindeschreibers beruhigte er sich mit einer Plötzlichkeit, die Herrn Lubasch sichtlich mehr beeindruckte als der Ausbruch des Knaben.

»Laß nur«, sagte Schabse mit einem zuckersüßen Lächeln zu seiner Frau, »laß mich nur los. Ich werde ihm schon nichts tun, deinem Rabbi.«

Zum Zeichen seiner Friedfertigkeit entließ er das Kind aus dem Griff seiner Linken, nachdem die Mutter die rechte Hand des Vaters freigegeben hatte. Schlojmele aber lief jetzt nicht davon. Im Gegenteil, er stellte sich noch näher vor seinen Vater hin und wartete, Empörung in den Augen.

»Der wird ein Rabbi werden«, sagte Schabse zu Lubasch. »Das ist ihr Schatz.«

»Ein fanatisches Kind«, stellte Lubasch seinerseits nicht ohne Freundlichkeit fest. »Das Fräulein in der Schule, das Fräulein Rakoczywna, wird wohl auch etwas zu dieser Gesinnung beigetragen haben.«

»Ich bin nicht in der Klasse des Fräuleins«, sagte Schlojmele trotzig. Er sprach aber nicht zu Lubasch, dem er den Rücken zukehrte, er sagte es seinem Vater. »Ich bin in der Klasse des Herrn Dudka. Aber alle Kinder in der Schule wissen es.«

»Was: *es*?« fragte Lubasch mit pädagogischer Stimme. »Was wissen die Kinder in der Schule?«

»Alle Kinder wissen«, erwiderte Schlojmele, drehte sich schnell um, retririerte ein, zwei Schritt näher zur Tür, zeigte mit erhobenem Finger auf Lubasch und wiederholte: »Alle Kinder in der Schule wissen es, daß der da eigentlich der Mörder Lipales ist.« Und jetzt lief er schnell aus der Küche und schlug mit einem rüclings abgefeuerten Tritt die halboffene Tür hinter sich zu.

»*Ihr* Schatz«, wiederholte Schabse, »*ihr* Schriftgelehrter.«

»Und du?« wandte sich Herr Lubasch an den älteren Jungen, der bei Tisch geblieben war und ruhig sein Frühstück fortsetzte, »weißt du *es* auch?«

»Ich weiß nichts«, antwortete Kalman Punes und blickte zu seinem Vater hin. »Ich mische mich nicht in Sachen, die mich nichts angehn.« Darauf erhob er sich und trug dem Gast einen Stuhl entgegen.

»Das ist *mein* Sohn«, triumphierte Schabse. »Das ist *meine* Erziehung. – Entschuldigen Sie mich, Herr Lubasch, ich geh' jetzt beten und komme gleich zum Frühstück.«

»Beten? Jetzt werden Sie zu beten anfangen?« fragte Lubasch. »Mir knurrt der Magen.« Er war bereits bei Tisch und spielte weltmännisch übertriebene Enttäuschung.

»Seien Sie unbesorgt«, sagte Frau Punes ohne Freundlichkeit in ihrer ruhigen Art, »mein Mann macht zwar alles sehr langsam, aber beten« – und die fromme Schwester Mechzios seufzte tief – »beten kann mein Mann sehr schnell. Sie werden ja gleich sehen.«

Aus dem Wohnzimmer konnte man bereits Schabse murmeln hören. Frau Punes nahm das Töpfchen Milch und das Butterbrot, das ihr Schlojmele nicht zu Ende gegessen hatte, und trug es ihm hinaus. Der Junge saß auf der Lehmbank vorm Haus und weinte leise in sich hinein. »Gib ihm kein Frühstück, dem Haman«, schluchzte er. Die Mutter gab ihrem Sohn das Butterbrot, streichelte wortlos mit ihrer verarbeiteten Hand über die Stirn ihres Lieblings und schob ihm die Mütze zurecht. Schlojmele nahm nun auch das Töpfchen Milch und hörte zu weinen auf. Da seine Mutter wieder in die Küche ging, setzte

er draußen allein sein Frühstück fort. Er aß und trank hastig in hilflosem Zorn. Dann stand er auf und ging ins Haus. Er ging aber nicht in die Küche zurück. Nachdem er das leergetrunkene Töpfchen auf ein Brett im Flur gestellt hatte, öffnete er die Tür des Wohnzimmers, wo wir den Pferdehändler in Gebeten vermuten würden: es waren ja kaum ein paar Minuten vergangen, seit er sich zum Beten bereit erklärt hatte. Aber in dem unbeirrbaren Wissen, das namentlich fromme Kinder um die Verfehlungen ihrer Eltern besitzen, trat der Knabe in das Zimmer und fand es, wie er es erwartet hatte, leer. Auf dem Tisch lagen die heiligen Geräte in schändlicher Unordnung. Schabse pflegte nach dem flüchtigen Gemurmeln, das er Beten hieß, die Gebetsriemen nicht einmal einzuwickeln, den Gebetsschal nicht wieder einzufalten, mitunter nahm er sich nicht einmal die Zeit, sein Gebetbuch zu schließen. Diese Arbeit überließ er seinem Erstgeborenen, der ja bald ein Bar-mizwa war und den Umgang mit den heiligen Geräten bereits lernte. Das Gebetbuch Schabses lag auch diesmal noch aufgeschlagen. Schlojmele tat einen Blick in das Buch. Wie er es nicht anders vermutet hatte, war im Buch die erste Seite des Morgengebetes aufgeschlagen. Am Sabbat und an den hohen Feiertagen war Schabse einer der geräuschvollsten Beter in Großvaters Zimmer. Er schaukelte seinen umfangreichen Leib in ausgelassenen Rhythmen, er hüpfte und tänzelte, er klatschte mit den Händen, ein ekstatischer Chassid. An Werktagen, in seinem eigenen Haus, kam er nur selten über die erste Seite des Gebetbuchs hinaus.

Schlojmele küßte das Gebetbuch, schloß es und verwahrte es in der Schublade des Tisches. Dann wickelte er mit seinen ungeübten Kinderhänden die Gebetsriemen schlecht und recht ein, küßte die Kopf- und Armkapseln und verwahrte sie in dem samtenen Säckchen, wo sie hingehörten. Der Gebetsmantel Schabses war zu umfangreich für die kurzen Arme seines kleinen Sohnes, und so wartete er ab, bis sein älterer Bruder ins Zimmer kam, um für seinen Vater die Betgeräte zu verwahren. Wortlos falteten beide Jungen den Betmantel ihres Vaters ein, taten ihn in das größere Samtsäckchen, das wie ein ausgestickter Polsterüberzug aussah, und legten es zu dem kleinen Säckchen in den Kasten. Wortlos gingen sie aus dem Zimmer. Schlojmele ging zum Hof hinaus und wartete, bis sein Bruder aus der Küche mit beiden Schultaschen kam. Wortlos machten sich beide Brüder auf den Weg zur Schule.

Von Schabse Punes' zwei Söhnen – die im Grunde wie die meisten Kinder die Züge beider Eltern aufwiesen – war der ältere auf den ersten Blick, wie man so sagt, ganz der Vater, der jüngere ganz die Mutter. Der ältere, Kalman, hatte das Fleisch seines Vaters am Leibe, der jüngere die breiten Knochen seiner Mutter in der noch kindlichen Gestalt. Das Gesicht des älteren war rundlich ausgepolstert, die schmalen Lippen wie beim Vater stets feucht, und ein fetter Glanz lag auf den kirschschwarzen Augen, die – wieder wie bei seinem Vater – mit schönen langen Wimpern schläfrig zwinkerten. Schlojmele hatte die starken hervortretenden Backenknochen der Mutter, und seine braunen Augen im flachen Gesicht waren tartarisch geschlitzt. Wäre das gutmütige Gesicht des Knaben nicht von beiden Seiten in dichtes Schläfenhaar eingerahmt, in die zwei fest angeklebten Plättchen der Pejes, man würde Schlojmele für einen kleinen Tartaren halten. Mein Tartar, so pflegte Schabse unter Juden zu reden, mein kleiner Tartar ist ein rechter Schriftgelehrter. Tatsächlich war der jüngere Sohn des Pferdehändlers, wie es unter Juden heißt, ein guter Lerner. In seiner frommen Gesittung wäre er unter den Kindern des Dorfs der Musterknabe gewesen, hätte ihn der Glanz, der von dem noch jüngeren Lipale Aptowitzer ausging, nicht bei weitem überstrahlt. Mit Lipale freilich konnte sich keiner der Jungen messen. Keiner war ihm im Lernen in der Dorfschule, keiner war ihm im Sagen und Singen in Großvaters Zimmer gleich. Nun war Lipale Aptowitzer tot, hingeschlachtet von betrunkenen Bauern, die ein ortsfremder Haman aufgehetzt hatte. Acht Tage waren erst seit dem blutigen Sonntag auf der Groblja vergangen, und in dem kleinen Herzen Schlojmeles war der Schreck und der Schmerz und der Zorn noch frisch. Gut, daß der Weg zur Schule nicht über die Groblja führte. Schlojmele wußte die Stelle auf der Groblja, wo der gemordete Lipale im Getümmel der raufenden Bauern zertreten wurde, und ein schmerzlicher Schreck ergriff ihn, sooft er auch nur von ferne die Groblja sah. Vorgestern, am Sabbat, da er mit seinem Bruder und seinem Vater zum Beten ging, gingen sie über die Groblja, und obgleich er zwischen seinem Bruder und seinem Vater ging, war die Angst des Knaben so groß, daß er die Luft schreien hörte über der breiten stillen Groblja. –

Die Brüder waren auf dem Wege zur Schule an der östlichen Seite des Gazons angekommen, wo man zur Groblja nicht einmal hinübersehen konnte. Nur den Kleinen Teich sah man von hier, aber Schloj-

mele schien es, als ob die klare Luft über dem Wasser noch zitterte von dem Sonntagsgeschrei auf der Groblja.

»Warum bist du mit mir böse?« fragte Kalman seinen Bruder. »Was kann denn ich dafür, daß unser Vater Lubasch zum Frühstück mitbringt?«

»Ich hab' gehört, was du zu dem Haman gesagt hast«, sagte Schlojmele. »Ich habe gut gehört.«

»Was kann ich sagen, wenn er mich fragt? Unser Vater ist klug. Man muß sich mit ihnen gut stellen. Sonst wird es noch schlimmer. Unser Vater ist klüger als alle«, sagte Kalman.

»Wenn Mechzio da wäre«, sagte der Jüngere, »wenn unser Mechzio nur da wäre, er würde es ihm schon zeigen, dem Haman.«

»Mechzio war noch hier, wie das Unglück geschehen ist«, sagte der Ältere.

»Er ist zu spät gekommen. Sonst hätte er allen das Genick gebrochen, den Brüdern Mokrzycki, dem Herrn Lubasch, allen!«

»Mechzio ist leider zu spät gekommen. Vielleicht hätte er Lipale retten können, vielleicht nicht. Panjko ist auch ein sehr starker Mann, und sie haben ihn beinahe erschlagen. Man wird ihm ein Bein abschneiden müssen. So haben sie einen Christen zugerichtet. Was hätten sie erst unserm Mechzio getan!«

»Mechzio ist viel stärker als Panjko. Mechzio ist so stark wie Simson. Mechzio ist einer von den sechsunddreißig geheimen Gerechten.«

»Sicher«, sagte der ältere mit einem Lächeln. »Woher weißt du das so sicher?«

»Sicher kann man das nicht wissen. Aber selbst unser Rebbe, ich hab' ihn gefragt, hat gesagt: Es ist möglich. Aber wissen kann so was keiner, nicht einmal Mechzio.«

»Wenn Mechzio einer von den Sechsunddreißig ist, warum ist er zu spät gekommen? Mechzio war der erste, der gesagt hat, Lubasch der Haman ist an allem schuld, und doch hat er Lubasch nichts getan. Er ist zum Begräbnis gefahren und nicht heimgekommen. Mechzio arbeitet mit den Bauern und er kennt sie besser als einer von uns. Aber Mechzio weiß, daß wir in der Verbannung leben. Wir sind wenige und wir sind schwach. In der Schule sind wir im ganzen sieben Kinder.«

»Jetzt sind wir nur noch sechs«, seufzte der Jüngere.

»Wir sind sechs und sie sind zweihundertundsechzig. Was willst du tun?«

»In der Schule sind sie alle gut zu uns. Die Kinder, der Lehrer Dudka, das Fräulein Rakoczywna und –«

»Siehst du. Wenn aber einmal so ein Lehrer kommt, der so ein Haman ist wie Lubasch? So muß man sich mit ihm gut stellen, sagt unser Vater. In Janówka gibt es schon so einen Lehrer. Da sitzen schon in der Schule die jüdischen Kinder auf besonderen Bänken, auf Judenbänken. Darum sagt unser Vater, man muß sich mit ihnen gut stellen.«

»Darum warst du so freundlich mit Lubasch?« fragte der Jüngere.

»Warum denn sonst?« sagte Kalman. »Glaubst du, mir tut Lipale nicht gradeso leid wie dir? Jetzt werden wir zur Schule immer zu Fuß gehen müssen, wie früher, bevor der junge Herr Mohylewski aus Wien gekommen ist und an Lipale einen Narren gefressen hat«, meinte in aller Unschuld der Ältere, und diesem Argument konnte sich auch der jüngere Knabe nicht verschließen. Denn in der Unschuld der Kinder wohnen Tugend und Laster brüderlich beisammen; nicht so in der Unschuld der Erwachsenen. In all seinem großen Schmerz um Lipale hatte auch der kleinere Sohn Schabses schon daran gedacht, wie sie nun wieder zur Schule zu Fuß würden gehn müssen wie früher, ehe der junge Herr aus Wien an Lipusch einen Narren gefressen hatte – wie im Dorf die Erwachsenen redeten. – Beinahe täglich ließ der junge Herr Mohylewski Pferde vorspannen, um Lipusch in die Schule zu bringen und heim von der Schule zu holen. Unterwegs nahm der Herr Mohylewski so viele Kinder mit als der Wagen fassen konnte, jeder konnte mitfahren, wie es sich traf. Und auf dem Heimweg sangen die Kinder im Wagen. Es war so schön. Nun war es damit vorbei. Und es trauerten um Lipale viele Kinder im Dorf.

Es dauerte eine Dreiviertelstunde, bis ihre kleinen Füße den Weg zur Schule zurückgelegt hatten. Die Brüder kamen heute dennoch eine Viertelstunde zu früh, und sie schlossen sich gleich den andern zu früh gekommenen Kindern an, um sich vor dem Unterricht ein wenig auf der Gemeindewiese zu tummeln. Der Jüngere blieb auch nicht zu lange abseits. Sehr bald hatte auch er vergessen, wie er vor kaum einer Stunde die Luft über der Groblja hatte schreien gehört.



Um diese Zeit rollte der Reisewagen Schabses langsam und lautlos die staubweiche Groblja hinab. Keiner von den zwei Reisenden im Wagen hörte die Luft über der Groblja schreien. Obgleich sie eben an der Stelle vorbeifuhren, wo die Bluttat geschehen war, hätte weder Schabse noch Herr Lubasch sich des blutigen Sonntags erinnert, hätten sie nicht von der Ferne zwei Fußgänger gesichtet, die ihnen nun auf der Groblja entgegenkamen. Es waren Alfred Mohylewski und die Versorgte Pesje, die ein Strohkörbchen trug.

»Sie gehen auf Krankenbesuch. Schon so früh am Morgen«, sagte Schabse.

»Fräulein Pesje bringt ein gutes Frühstück für Panjko, den zerdroschenen Helden«, sagte Lubasch.

»Hat man ihm das Bein schon amputiert?« wollte Schabse wissen.

»Noch nicht«, sagte Lubasch, »der Held wehrt sich mit allen vieren dagegen. Er kann dem Herrn Gutsbesitzer die Schande nicht antun, einen Krüppel auf dem Kutschbock sitzen zu haben. So sagt der Held. An diesem Bein wird er krepieren.«

»Gestern waren zwei – zwei Doktoren aus der Stadt da. Der junge Rothschild zahlt alles. Sie werden Panjko noch retten«, sagte Schabse.

Beide schwiegen hernach. Alfred und Pesje waren nun bereits in Hörweite. Als sie noch näher herankamen, zogen beide, Schabse und Lubasch, ihre Hüte und wünschten guten Morgen. Ohne die Reisenden eines Blickes zu würdigen, lüftete Alfred mit der linken Hand seinen Hut, Pesje machte sich an dem Strohkörbchen zu schaffen. Wie sie bereits im Neuen Dorf waren, sagte Lubasch: »Der junge Herr glaubt, mit seiner lieben Fürsorge Panjko zu nützen. Er weiß nicht, daß man im ganzen Dorf nur noch Judenknecht sagt, wenn man Panjko meint.«

»Im ganzen Dorf?« fragte Schabse. »Meinen Sie? Im ganzen polnischen Dorf vielleicht. Im Alten Dorf die Ukrainer sind anderer Meinung. Unterschätzen Sie den jungen Herrn Mohylewski nicht, Herr Gemeindesekretär.«

»Mit dem jungen Herrn werde ich auch noch fertig werden«, sagte Lubasch.

Schabse sah seinen Nachbarn zur Seite mit einem schläfrigen Blick seiner langbewimperten Glanzen an. So sieht eine Katze eine Maus an, die sie mit einer leichten Pfote zart am Genick hält. Schweigend fuhren sie zum Dorf hinaus.

In Kozłowa hatten die zwei Reisenden und die Pferde eine längere Rast. Schabse, obwohl er seinen flüchtigen Schwager Mechzio in der Bezirksstadt vermutete, machte vorsichtshalber in dem kleinen Städtchen eine beiläufige Umfrage nach Mechzio, während Lubasch ein paar Mitteilungen für den gleichfalls flüchtigen Mokrczycki, den Kindsmörder, bei einem seiner politischen Freunde hinterließ. Von Kozłowa fuhren sie auf der Lemberger Chaussee weiter. Als sie in Janówka angekommen waren – die Pferde, die die hohe und schwierige Steigung von Janówka langsamen, angestrengten Schritts hinan gingen, warfen bereits lange Abendschatten über den grasgrünen Rand der alten Chaussee –, in Janówka nahm Schabse das Gespräch ohne weiteres wieder auf. Als wären nicht bereits Stunden und Stunden seitdem vergangen, öffnete Schabse plötzlich den Mund und sagte zu Lubasch: »Sie, Herr Lubasch, nehmen sich zuviel auf einmal vor. ›Mit dem jungen Herrn Mohylewski werde ich auch noch fertig werden‹, haben Sie gesagt. Mit allen wollen Sie fertig werden. Kaum in Dobropolje angekommen, Sie haben sich damals bei mir verköstigt, haben Sie gleich angefangen. ›Mit dem alten Bielak werde ich schon fertig werden‹, haben Sie gleich gesagt.

»Mit dem alten Bielak –«

»Lassen Sie mich ausreden. Der alte Bielak ist der angesehenste und reichste Bauer im Dorf. Er war fünfmal Vorstand unserer Gemeinde und ist jetzt zum sechsten Mal zum Vorstand gewählt worden. Mit dem alten Bielak wollten Sie gleich fertig werden. Und ich sage Ihnen: wenn der alte Bielak ein paar Zeilen dem Starosta schreibt, sind Sie in drei Tagen entlassen. Oder mindestens versetzt.«

»Da irren Sie sich, Herr Punes. Da irren Sie sich aber sehr. Ich habe wichtigere Beziehungen zum Starosta als selbst der alte Bielak. Übrigens komme ich jetzt mit dem alten Bielak sehr gut aus.«

»Sicher. Aber Hand aufs Herz, Herr Lubasch: da habe ich ein klein bißchen nachgeholfen. Zugegeben?«

»Das gebe ich gern zu. Am Anfang habe ich mich im Dorf nicht recht ausgekannt. Das gebe ich zu.«

»Gut. Zugegeben. Dann haben Sie einen Streit mit Jankel Christjampoler angefangen. Wegen einer Servitut, die nur in Ihrer Einbildung existiert, unter uns gesagt.«

»Diese Servitut werde ich noch erkämpfen«, sagte Lubasch, und sein blondes Bürstenschnurrbärtchen wurde struppig.

»Herr Lubasch, unter uns gesagt, eine Servitut kann man unter Umständen ersitzen, nicht erkämpfen.«

»Mein Vorgänger im Amt hat diese Servitut ersessen –«

»Das hat er nicht. Und Sie wissen es, Herr Lubasch. Mit mir können Sie nicht so kindisch reden. Wenn Sie mein Kompagnon sein wollen, Herr Lubasch, müssen Sie Ihr lockeres Mundwerk ein wenig beherrschen, Herr Lubasch. Ich werde mit Ihnen jetzt nicht über die Servitut streiten. Ich erwähne das nur, weil Sie jetzt mein Kompagnon werden sollen und weil Sie auch gesagt haben: ›Mit Jankel Christjampoler werde ich schon fertig werden‹. Warum? Weil er nicht zulassen wollte, daß Sie die toten Kühe Ihres toten Vorgängers melken. Ich bin kein Freund von Jankel Christjampoler –«

»Mit Jankel Christjampoler bin ich schon fertig geworden, sollte man glauben«, bemerkte Lubasch mit einem selbstzufriedenen Lächeln.

»Gleichzeitig fingen Sie an, sich für die Schule zu interessieren. Etwas ein Pädagog sind Sie geworden. Und schon erklärten Sie: ›Mit dem Fräulein Tanja werde ich schon fertig werden‹. –«

»Die Popentochter muß weg von Dobropolje. Das sage ich Ihnen –«

»Soviel man weiß, soviel ich weiß, wünscht sich die Popentochter nichts in der Welt so sehr als von Dobropolje wegzukommen. Sie wird wegkommen. Aber wenn es bald geschehen sollte, wird sie es der Protektion ihres Vaters zu danken haben, nicht Ihrem Einfluß, Herr Lubasch.«

»Ihr Vater hat nicht den geringsten Einfluß bei den Schulbehörden«, sagte Lubasch.

»Nehmen wir an, Sie haben recht. Aber bei uns im Dorf und in allen anderen Dörfern im ganzen Bezirk hat der Pope Kostja Rakoczyj immerhin so viel Einfluß, daß auf einen Wink von ihm Sie, Herr Lubasch, nicht Ihre schöne Nase aus dem Fenster stecken können, ohne einen Stein drauf zu bekommen.«

»Das haben Sie mir aber nie gesagt, Herr Punes«, sagte Lubasch in aufrichtiger Entrüstung.

»Mich, Herr Lubasch, haben Ihre Angelegenheiten bis jetzt zwar interessiert, aber nicht so sehr interessiert wie Sie glauben. Jetzt, da Sie mein Kompagnon werden wollen, ist das eine andere Sache. Wie Sie wissen, Herr Lubasch, bin ich selber auch nicht sehr beliebt in unserm Dorf –«

»Das kann man wohl sagen!« warf Lubasch schnell ein und er lachte, als hätte sein Freund einen guten Witz gemacht.

»Wie Sie aber auch wissen sollten, Herr Lubasch, waren meine Geschäfte bis jetzt nur zum sehr geringen Teil auf unser Dorf angewiesen. Wenn in meinem Beruf, im Pferdehandel, meine ich, noch von Geschäften die Rede sein kann. Wenn Sie aber nun mit mir in Dobropolje eine Schenke und einen Kurzwarenhandel öffnen wollen, müssen Sie Ihr Benehmen ändern, Herr Lubasch.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Lubasch, und er gab den gereizten Ton auf.

»Vor allem müssen Sie, Herr Lubasch, die Zahl ihrer Feinde, mit denen Sie schon fertig werden wollen, etwas einschränken. Das ist mein guter Rat. Und es ist auch eine Bedingung, Herr Lubasch. Das wollte ich Ihnen sagen.«

Schabse sah jetzt seinen Freund mit einem Blick an, als wäre die Bedingung, die er ihm eben auferlegt hatte, ein neues Kleidungsstück, das erst auszuprobieren wäre, ob es dem Träger auch paßte. Er schien dessen nicht so sicher zu sein, denn er fügte mit einer düsteren Stimme hinzu: »Es wird Ihnen nicht leichtfallen, Ihren Charakter auf einmal zu ändern. Aber sie müssen eine Anstrengung machen, wenigstens Ihr Benehmen zu ändern, Herr Lubasch. Vor allem keine Prahlerien mehr, Herr Lubasch, wenn ich bitten darf.«

Ein Jahr lang hat dieser Roßtäuscher nichts als Schmeicheleien für mich gehabt, dachte Lubasch in plötzlicher Wut, die sein Gesicht verfärbte. Wie hat sich der Gauner angestrengt, mir alles zu Gefallen zu tun. Jetzt soll er mit seinem Geld herausrücken. Da wird er frech. Echt jüdisch. – Um aber dem geizigen Händler zu zeigen, daß es auch ihm an Selbstbeherrschung nicht fehlte, unterdrückte Lubasch seine Wut und verschluckte das Schimpfwort, das er für Juden stets auf der Zunge hatte. Mit diesem Roßtäuscher werde ich auch noch fertig werden, beschloß Lubasch. Da er aber in der Kunst, sich zu beherrschen, nicht gerade ein Meister war, lenkte er das Gespräch just zu

dem Punkt, den zu vermeiden der zukünftige Partner Schabses viele Gründe hätte haben sollen.

»Was die Zahl der Individuen betrifft, mit denen ich fertig zu werden dachte, so vermindert sie sich ja zusehends. Sie vermindert sich einfach durch den Wegfall derjenigen Individuen, mit denen ich bereits fertig geworden bin«, sagte Lubasch sachlich, aber scharf.

»Zum Beispiel, Herr Lubasch?« fragte Schabse.

»Zum Beispiel Jankel Christjampoler, der stolze Herr Oberverwalter«, triumphtierte Lubasch. »Haben Sie ihn gesehen, wie er aussieht, seitdem er vom Begräbnis zurück ist? Der ist einmal fertig.«

Schabse nahm die Zügel von der rechten in die linke, erhob die rechte Hand und drohte mehrmals mit dem Zeigefinger und mit strengem Gesicht, wie man ein Kind verwarnt. Dann nahm er die Zügel wieder in die rechte Hand und schwieg.

»Was wollten Sie sagen?« insistierte Lubasch.

»Was ich sagen wollte, werde ich lieber noch nicht sagen. Ich sage Ihnen aber das: Verlassen Sie sich lieber nicht darauf, daß Sie mit Jankel Christjampoler schon fertig geworden sind. Der alte Jankel, sehen Sie, Herr Lubasch, der alte Jankel hat Beziehungen, die höher reichen als Ihre. Sie wissen vielleicht nicht, daß er als junger Mann beim Grafen Rey seinen ersten Posten hatte. Das ist lange her und der alte Graf ist tot. Aber die Gräfin, die Tochter, sie ist auch nicht mehr jung, hat den alten Jankel Christjampoler ins Herz geschlossen. Alljährlich zum neuen Jahr macht Jankel seinen Besuch in Daczków wie ein Chassid bei seinem Wunderrabbi. Nur weiß man hier nicht, wer der Chassid und wer der Rabbi ist. Wenn sie allein sind, wird behauptet, reden sie per du miteinander. Jankel sagt zu ihr ›Gräfin‹ und ›du‹. Ist Ihnen das bekannt, Herr Gemeindesekretär?«

»Ich wußte es nicht. Aber die Protektion der Gräfin ist, wie Sie, Herr Punes, zu sagen pflegen, keine Zwiebel wert«, sagte Lubasch. »Die verrückte Gräfin ist in unsern nationalen Kreisen als Freundin und Beschützerin der Juden sattem bekannt und erfreut sich einer allgemeinen Mißachtung. Wissen Sie das, Herr Punes? Diese Gräfin, Sie würden sagen, die Meschuggene, hat im Jahre 1919 nach dem Judenpogrom in Lwów zum Protest eines von ihren Häusern in Lwów der jüdischen Kultusgemeinde geschenkt. Man hat das nicht vergessen, obgleich seitdem zehn Jahre vergangen sind. Sie sorgt auch selbst dafür, daß man ihre Edeltaten nicht vergißt. Vor einem Jahr hat

sie schon wieder was Ähnliches begangen. Sie hat eines von ihren kleineren Landgütern einem Juden geschenkt, und –«

»Die Gräfin hat ein Gut von etwa dreihundert Morgen ihrem Leibarzt verkauft. Zu sehr guten, man kann sagen, zu noblen Bedingungen. Aber warum regt Sie das so schrecklich auf, Herr Lubasch?«

»Warum mich das aufregt? Das fragen Sie noch? Was ist unsere erste nationale Aufgabe hier im Grenzland? Wir müssen das bedrohte Grenzland polonisieren. Polnisch muß es werden. Und der erste Punkt in dieser nationalen Mission ist, möglichst viel von dem Land, von der Erde, von dem heiligen Boden des Grenzlandes in polnischen Besitz zu bekommen. Das verstehen Sie nicht? Und da kommt diese Meschuggene daher und verschenkt dreihundert Morgen an einen Juden!«

»Man sollte meinen, daß der Doktor ein guter Pole sei«, sagte Schabse.

»Er ist Jude. Oder nicht? Es ist genug, wenn er in unserm Lande ein Arzt sein darf. Mit dieser verrückten Gräfin –«

»– werden Sie schon fertig werden, Herr Lubasch. Ich weiß«, sagte Schabse mit heiterer Miene und streifte seinen zukünftigen Kompanion mit einem liebevollen Blick.

»Machen Sie keine schlechten Witze, Herr Punes. Die Juden haben leider die Neigung, aus allen ihren Nöten Witze zu machen«, sagte Lubasch. Ihm war jetzt wohl zumute. Das Gespräch hatte just die Wendung genommen, die Lubasch ihm schon die längste Zeit zu geben gedachte. – Wenn ein Jude frech wird, kommt man ihm am besten mit der Judenfrage. Da wird der Frechste unsicher. – »Sie, Herr Punes, scheinen sich über die Lage Ihrer Glaubensgenossen nicht völlig im klaren zu sein. Ich, ein Mann der Regierung, kann Ihnen die Augen aufmachen. Wenn Sie gestatten.«

»Ich gestatte«, sagte Schabse. »Unsereins hat selten die Gelegenheit, von einem Mann der Regierung eine Auskunft über unsere Lage zu bekommen. Ob ich gestatte? Ich bitte darum, Herr Lubasch.«

»Sie erinnern sich gewiß der Rede, die unser vortrefflicher Innenminister im Sejm gehalten hat?« begann Lubasch.

»Nach dem Pogrom in Białystok?«

»Der Innenminister hat gesagt: Judenpogrome? Nein. Das wollen wir nicht haben. Aber wirtschaftlichen Boykott gegen die Juden? Im Gegenteil – erinnern Sie sich? – ›owszem« hat unser Innenminister

gesagt, das heißt: bitte sehr, im Gegenteil! Wirtschaftlichen Boykott gegen Juden – das begrüßen wir! Dieses ›owszem‹ ist unser nationales Wirtschaftsprogramm geworden. Verstehen Sie das, Herr Punes? Das heißt: dreiunddreißig Millionen unserer Bevölkerung werden diesen Boykott durchführen. Was das heißt, das können Sie sich ausrechnen. Sie sind ja ein guter Rechner, Herr Punes.« Lubasch saß jetzt auf seinem nationalen Steckenpferd, entschlossen, Schabse Punes niederzureiten.

»Ein guter Rechner bin ich«, sagte Schabse ruhig. »Ich habe mir eben ausgerechnet, daß die Zahl dreiunddreißig Millionen boykottbereiter Bürger schon nicht stimmt. Sie selbst werden mir doch gewiß erlauben, von diesen dreiunddreißig Millionen wenigstens die dreieinhalb Millionen Juden unseres Landes abzuziehen, gegen die Ihr nationales Owszem-Programm sich richtet. Das werden Sie doch erlauben, Herr Lubasch?«

»Ich hab's ja gewußt«, gab Lubasch in Heiterkeit zu, »ich hab' ja gewußt, daß Sie ein guter Rechner sind. Darum will ich Sie ja zum Partner haben. Also dreieinhalb Millionen sind abzuziehen, das geb' ich zu. Also dreißig Millionen gegen dreieinhalb. Wissen Sie, was das heißt?«

»Es stehen also neunundzwanzig einhalb Millionen gegen dreieinhalb nach Ihrer Rechnung. Aber diese neunundzwanzig einhalb Millionen werden auch nicht lange hier stehenbleiben. Denn Sie, Herr Lubasch, sind ein aufrichtiger, ehrlicher, vielleicht zu aufrichtiger Patriot, und Sie werden mir gleich erlauben, von den neunundzwanzig einhalb Millionen die Kleinigkeit von sieben Millionen Ukrainern und Weißrussen abzuziehen, die ja kaum auf Ihr nationales Owszem-Programm schwören. Nicht wahr, Herr Lubasch?«

»Das hab' ich, ob Sie's glauben oder nicht, tatsächlich außer acht gelassen. Ich verstehe gar nicht –«

»Ich verstehe. Und wenn Sie mir gestatten, werde ich mir, ich, ein Händler, Ihnen, einem Mann der Regierung, erklären, warum Sie das außer acht lassen konnten. Ihr ehrlichen Patrioten, ihr habt immer das nationale Maul voll mit dreiunddreißig Millionen Polen. Ihr schreit es in alle Welt hinaus, um zu beweisen, daß ihr eine Großmacht seid. Das ist die Außenpolitik. Im Lande, unter uns, treibt ihr Patrioten teils blutigen, teils politischen, teils wirtschaftlichen Kampf gegen alle Minoritäten unseres Landes, die ein gutes Drittel Ihrer dreiunddreißig

Millionen ausmachen. Das ist die patriotische Innenpolitik. Darum, Herr Lubasch, konnten Sie manches außer acht lassen. Sie haben in Ihrer Gedankenlosigkeit Ihr außenpolitisches Maul geöffnet, und heraus kamen die dreiunddreißig Millionen der Großmacht. Wir sprechen aber, das heißt Sie sprechen, von ihrem patriotischen Owszem-Programm. Bleiben wir also dabei. Das ist Innenpolitik, Herr Minister Lubasch. Wenn man von neunundzwanzigeinhalb Millionen sieben abzieht, bleiben zweiundzwanzigeinhalb, nicht wahr? Bin ich ein guter Rechner?»

»Sie sind ein guter Rechner, das gebe ich zu«, sagte Lubasch.  
»Aber andererseits —«

»Lassen Sie mich rechnen, Herr Minister Lubasch. Lassen Sie mich weiterrechnen. Sie werden sehen, daß ich auch zu Ihren Gunsten sehr genau rechnen werde. Aber wir sind noch nicht soweit. Von den zweiundzwanzigeinhalb Millionen werden Sie mir gewiß gestatten, eine und eine halbe Million für die kleinen nationalen Minoritäten, abzuziehen, die auch Gründe haben, nicht hinter dem Boykottprogramm zu stehen. Bleiben rund einundzwanzig Millionen. Nicht wahr? Aber lassen Sie mich weiterrechnen, Herr Lubasch. Wenn Sie mitrechnen, werde ich zwar auch zu dem richtigen Ergebnis kommen. Es wird nur länger dauern. Denn für solche Patrioten wie Sie ist eine Ziffer auch eine Phrase, die man so oder so einfärben kann, wie es dem Owszem-Programm paßt. Leider muß ich Sie bitten, mir gütigst zu erlauben, noch eine runde Zahl abzuziehen.«

»Wieso? Warum?« ereiferte sich Lubasch, und der Eifer war echt.  
»Es gibt keine weiteren Minoritäten mehr in unserm Land.«

»Nein«, sagte Schabse, »keine nationalen Minoritäten mehr abzuziehen. Da haben Sie einmal recht. Aber es gibt noch eine politische Minorität im Lande, die nicht hinter dem Owszem-Programm steht. Diese politische Minorität ist die Majorität unseres Landes. Wer steht hinter dieser Regierung? Wer hat sie gewählt? Unsere Arbeiter vielleicht, deren Führer in Gefängnissen gepeitscht werden? Unsere Witos-Bauern vielleicht, deren Führer Witos nun als Emigrant in der Tschechoslowakei lebt, weil er es nicht gern hätte, auf seine alten Tage in einem Gefängnis ein bißchen gepeitscht zu werden? Wenn ich ein solcher patriotischer Rechner wäre wie Sie, Herr Lubasch, ich könnte von der Zahl einundzwanzig Millionen zwölf abziehen. Das werde ich aber nicht tun. Weil ich weiß, daß von dieser politischen



Majorität des Landes, die sonst gegen die Regierung ist, ein großer Teil mit der Regierung gehen wird, wenn es sich um Raub handelt –«

»Raub!«

»Entschuldigen Sie, ich wollte sagen: wenn es sich um das Owszem-Programm handelt. Wenn ich ein solcher Rechner wäre wie Sie, das heißt: wenn ich nur rechnete, um Sie zu ärgern, so wie Sie diese ganze Owszem-Politik nur aufgetischt haben, um mich zu ärgern –«

»Das ist aber – das geht wirklich nicht! Warum soll ich Sie ärgern?«

»Lassen Sie das, Herr Lubasch. Sie sind heute sehr früh aufgestanden, aber um einen alten Roßtäuscher zu täuschen, müßten Sie noch früher aufstehen, und nicht nur ausnahmsweise einmal, wenn es sich um die Verwischung der Spuren eines Mordes handelt –«

»Wenn Sie mit mir so weiterreden, Herr Punes –«

»Lassen Sie das, Lubasch. Ich muß weiterrechnen. Sie sollen sehen, wie ich die Bilanz durchaus zu Ihren Gunsten ziehe.« – Es war das erste Mal, daß der Pferdehändler zu dem Gemeindeschreiber einfach »Sie, Lubasch« sagte, und Herrn Lubasch beschlich ein Gefühl der Kälte, als hätte der Pferdehändler nun damit begonnen, ihn in der Kühle des Morgens gewaltsam zu entkleiden.

»Bitte, ich höre zu«, sagte er.

»Ich werde also«, setzte Schabse ruhig fort, »von der Zahl einundzwanzig Millionen nur ein Viertel abziehn. Es bleiben also sechzehn Millionen. Gegen dreieinhalb. Das ist ein ganz schönes Verhältnis, Herr Gemeindesekretär. Sie können sich damit zufriedengeben, wenn Sie bedenken, daß hinter diesen Ihren sechzehn Millionen eine Regierung steht, die einerseits Pogrome zwar nicht billigt, aber doch mindestens duldet, und andererseits zum wirtschaftlichen Pogrom einlädt und die Mittel des Staates zur Verfügung stellt. Sie können sich sogar freuen. Und jetzt werden Sie sehen, wie ich zu Ihren Gunsten rechne. Denn alle diese Millionen, die ich zum Beginn des Rechnens mit Ihrer ausdrücklichen Erlaubnis abgezogen habe, werden ja nicht auf der Seite der dreieinhalb Millionen Juden aktiv sein. Sie werden bestenfalls neutral bleiben, das heißt: wirtschaftlich gesprochen das Owszem-Programm fördern. Auch sie werden helfen, die dreieinhalb Millionen in noch größere Not zu drängen, als sie ohnehin ertragen müssen, und unser Land, das nach außen als Großmacht

auftritt, im Innern noch mehr ruinieren, als es ohnehin schon ruiniert ist. Habe ich die Bilanz zu Ihren Gunsten gemacht oder nicht? Sehen Sie, Sie sind zufrieden. Das freut mich.«

»Ich hoffe, Sie halten mich deswegen nicht für einen Antisemiten«, sagte Lubasch, der mit der Bilanz des Pferdehändlers tatsächlich sehr zufrieden war.

»Für was ich Sie halte, Herr Lubasch, werde ich Ihnen gleich sagen. Ich hätte es Ihnen schon früher gesagt, wenn Sie nicht plötzlich mit dem Owszem-Programm unseres vortrefflichen Innenministers gekommen wären.«

»Wenn alle Juden so wären wie Sie, Herr Punes –«

»Wenn alle Juden so wären wie ich, Herr Lubasch, würde ich mich schämen, ein Jude zu sein. Und wenn alle christlichen Polen so wären wie Sie, Herr Lubasch, würde ich mich schämen, ein Pole zu sein. Zum Glück gibt es unter Ihnen noch solche wie die verrückte Gräfin zum Beispiel, die Sie, Herr Lubasch, gar nicht gern haben und sogar für eine Verräterin halten. Und unter uns gibt es wieder solche wie Wolf Mohylewski zum Beispiel. Oder gefällt Ihnen unser Welwel Dobropoljer am Ende auch nicht, Herr Lubasch?«

»Wenn alle Juden so wären wie Wolf Mohylewski –«

»Wenn alle Juden so wären wie Wolf Mohylewski, so wäre das Wort Jude schon seit mehr als tausend Jahren ein toter Name, und der letzte Jude würde jetzt in der Weltausstellung in Paris gegen hohes Eintrittsgeld gezeigt. Zum Glück oder zum Unglück – denn es ist ja noch eine Frage, ob es sich lohnt, so ewig unter solchen Patrioten wie Sie fortzuleben –, zum Glück im Unglück gibt es aber unter uns Juden nicht lauter Welwel Mohylewskis, sondern auch Schabses, entschlossene Pferdegauner wie mich, die mit solchen Lumpen wie Sie, Herr Lubasch, schon fertig werden.«

»Sie drücken sich merkwürdig aus, Herr Punes«, schrie Lubasch und machte eine Bewegung, als wollte er vom Sitz aufspringen.

»Sie wollen aussteigen?« erkundigte sich Schabse mit freundlicher Miene. »Bitte. Es sind nur noch acht Kilometer zur Stadt.« Und da Lubasch nur mit einem wütenden Blick erwiderte, setzte er seelenruhig hinzu: »Ich drücke mich gut genug für einen Pferdehändler aus, der in einem Land lebt, wo ein Innenminister wie ein Räuber und ein Räuber, Sie zum Beispiel, wie ein Minister reden will.«

»Ich bin also ein Räuber. Aber ein Geschäft wollen Sie mit mir machen? Obwohl ich ein Räuber bin!«

»Ich muß mit Ihnen ein Geschäft machen, vielleicht muß ich. Aber nicht *obwohl* Sie ein Räuber sind, sondern *weil* Sie ein Räuber sind. Wo die Räuber an der Macht sind, muß der Geschäftsmann mit dem Räuber gehen. Das ist klar. Der Graf Potocki wird kaum dazu zu haben sein, mit mir in Compagnie zu gehen. Und der alte Bielak auch nicht. Das ist klar. Aber warum wollen Sie mit mir ein Geschäft machen, Herr Lubasch?«

»Ich?« überlegte Lubasch, »ich will mit Ihnen ein Geschäft machen, weil ich kein Kapital habe. Grob gesprochen, Herr Punes.«

»Das ist grob wahr und grob gelogen, Herr Lubasch. Daß Sie kein Kapital haben, ist schon ja wahr. Aber warum haben Sie keins? Ihr vortrefflicher Owszem-Minister stellt jedem Analphabeten, der das kleine Einmaleins halbwegs beherrscht, die Mittel zur Verfügung, die nötig sind, um aus ihm im Rahmen des Owszem-Programms einen Kaufmann zu machen. Hunderten, Tausenden hat man so geholfen, über Nacht Kaufleute zu werden. Ein beträchtlicher Teil von diesen schnellgesottenen Kaufleuten sind auch schon bankrott. Sie haben sogar schon einen passenden Namen im Volksmund.«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach Lubasch. »Die Juden machen immer Witze. Sie nennen diese Kaufleute Owszem-Kaufleute. Die Juden machen immer Witze. Nun, ich weiß, daß ich kein Kaufmann bin. Darum will ich mit Ihnen ein Geschäft machen. Ich will kein Owszem-Kaufmann sein.«

»Das ist sehr vernünftig, Herr Lubasch. Sie wollen kein Owszem-Kaufmann sein. Aber die Wahrheit ist, Sie können kein Owszem-Kaufmann werden. Weil man Ihnen nicht *einen* alten Groschen anvertrauen wird.«

»Das ist nicht wahr. Das können Sie nicht wissen. Wenn ich um eine staatliche Anleihe angesucht hätte, hätte ich sie bekommen. Meine Beziehungen reichen weiter, als Sie glauben.«

»Sie haben vielleicht einmal wo hingereicht, Ihre Beziehungen. Aber da sind so Sachen passiert, Herr Lubasch. Da sind Sachen passiert ...« Schabse legte die Zügel zwischen seine Knie, um seine Hände frei zu bekommen. Dann zog er aus der Innentasche seines Rocks einen Briefumschlag hervor, dem Umschlag entnahm er einen Zettel, und er las aus dem Zettel: »Sie waren im Jahre 1921 Kassier in